

Nr. 61. Bromberg, den 16. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Friedrich Vandekamp für die kurzbemessene Mittagszeit mit seinem Wagen vorfuhr, war er auf das höchste verwundert, daß seine Frau ihn bereits auf der Diele erwartete.

„Nun? Reisepläne? Recht so, eine gründliche Erholung wird dir gut tun."

„Ach nein Fredi" — sie nannte ihn sehr selten so und nur wenn sie ihm etwas Besonderes oder etwas Liebes sagen wollte — „von alledem kann jetzt keine Rede mehr sein. Meine Reise habe ich aufgegeben. Setze dich, bitte, einen Augenblick zu mir. Ich möchte mit dir reden."

„So feierlich? Was ist denn in dich gefahren? Siehst ja ganz anders aus als sonst."

Sie hatte sich in einer Nische der Diele niedergelassen.

„Es geht nicht mehr, daß du in dieser Weise fortlebst und ohne Aufhören auf deine Gesundheit einstürmst. Nicht der stärkste Mann würde das auf die Dauer aushalten. Und du bist nicht einmal der stärkste . . ."

Da sprang er auf.

„Nun sage einmal: Was geht denn hier vor? Seid ihr alle vom guten Geist verlassen? Vor ein paar Tagen hält mir Ina mit todernster Miene dieselbe Rede und päppelt mich, wo sie meiner nur ansichtig wird, mit allerlei ekelhaften Medikamenten. Im Kontor paßt der Junge auf jeden Federstrich auf, den ich tue, und treibt mich vor Geschäftsschluß nach Hause. Gestern abend nach der Kirchenratssitzung nimmt mich Pfarrer Wendland beiseite. Und jetzt auch du? Was wollt ihr denn von mir? Ich habe mein ganzes Leben lang geschuftet, habe seit vielen Jahren in genau derselben Weise vom frühen Morgen bis zum späten Abend gearbeitet Und kein Mensch hat sich darum gekümmert . . . weder du, noch Ina, noch der Junge. Im Gegenteil, ihr habt es sehr in Ordnung gefunden. Und heute fallt ihr alle wie auf Verabredung über mich her und macht mir den Kopf, den ich wahrhaftig voll genug habe, mit so dummem Zeug noch heißer."

Aber sie ließ sich nicht beirren.

„So will ich es dir sagen: dein Professor hat sich nicht so günstig über deinen Gesundheitszustand ausgesprochen, wie du es meintest und auch mich glauben machen wolltest."

Er stutzte. „Was hat er denn?"

„Ich weiß nur so viel, daß er Ina auf die Seele gebunden hat, dich von deinem übertriebenen Arbeiten mit aller Energie abzuhalten."

„Ach so!" sagte Friedrich Vandekamp, und ein seltsames Empfinden durchzuckte ihn. War es eine dumpfe Ahnung? War es Zweifel? Oder war es die Furcht vor dem Wissen?

„Du siehst also . . ."

„Ja . . . ich sehe . . . ich sehe. Aber gebt euch keine vergebliche Mühe! Vorläufig ändere ich nichts, weder in meinem Leben noch in meiner Arbeit. In einigen Tagen wird der Professor wiederkommen, mich noch einmal zu untersuchen, dann wird es Zeit sein zu handeln — oder vielleicht auch nicht zu handeln. Solange müßt ihr euch schon gedulden."

*

Professor Hermenau hatte seine Reise beendet und seinen Besuch angekündigt.

Mit ruhig heiterer Fassung begrüßte ihn Friedrich Vandekamp, der heute nicht ins Kontor gefahren war.

Nun begaben sich beide in dasselbe Zimmer, in dem vor vierzehn Tagen die Untersuchung stattgefunden hatte, und der Professor begann sein Werk von neuem . . . eingehender und genauer noch als damals, so daß über eine Stunde vergangen war, als er es mit einem kurzen: „Ich danke sehr" beendet hatte.

Es war das einzige Wort, das er, mit Ausnahme von kurz eingestreuten Weisungen, während der ganzen Untersuchung gesprochen hatte.

Auch Friedrich Vandekamp hatte sie mit schweigender Ergebung über sich ergehen lassen. Nur an einer aufzuckenden Bewegung, einem ernst gespannten Blick merkte man, daß er sie mit größerer Aufmerksamkeit verfolgte als damals, wo er sie als eine höchst überflüssige Sache ansah, in die er nur gewilligt hatte, um seiner kranken Frau einen Gefallen zu tun.

Und wie damals ging Professor Hermenau, nachdem er den Hörer fortgelegt, an das Fenster, nahm einen Block aus der Tasche, auf dem er seine Verordnungen und Arzeneien aufzeichnete.

Da trat Friedrich Vandekamp an ihr heran:

„Ich muß Sie bitten, Herr Professor . . . jetzt keine Ausflüchte mehr. Ich fordere von Ihnen Wahrheit. Unbedingte, restlos klare Wahrheit."

„Hat Ihre Tochter . . .?"

„Nichts hat sie mir gesagt. Es wäre auch zwecklos, wenn Sie jetzt zu ihr oder meiner Frau gingen, sie vorzubereiten. Ich fühle mich Manns genug, selbst von Ihnen zu hören, was ich einmal ja doch hören muß."

Und als der Professor in eine sichtbare Verlegenheit geriet und nicht recht zu wissen schien, in welcher Weise er einer so bestimmt an ihn gerichteten Forderung begegnen sollte:

„Ich habe noch viel zu ordnen und möchte der Notwendigkeit nicht unvorbereitet gegenüberstehen."

„Wenn es so ist, Herr Vandekamp", erwiderte der Professor mit kurzem Entschluß, „und Sie dem, was ich Ihnen zu sagen habe, mit männlicher Fassung gegenüberstehen, so ist es meine Pflicht als Arzt, Sie nicht länger zu täuschen. Diese zweite Untersuchung, die ich mit strenger Gewissenhaftigkeit vorgenommen habe, hat die Ergebnisse der ersten nicht aufgehoben, meine Meinung nicht erschüttert."

„Und was . . .? Wenn Sie mich hierüber aufklären wollen?"

„Es ist eine seltsame Art des Leidens, die mir in meiner weitausgebreiteten Tätigkeit sehr wenige Male vorgekommen ist. Ein Herzleiden, über das näher zu äußern für mich sehr schwierig und für Sie zwecklos wäre. Eins aber möchte ich Ihnen zu ihrem Trost und zu ihrer Aufrichtung sagen: Sie werden einige Beschwerden haben, die kommen und wieder gehen. Schmerzen werden Sie nicht haben. Sie können reisen, wohin Sie wollen, können wandern, soviel Sie Lust

haben. Nur das Bergsteigen müssen Sie vermeiden. Und da Sie wohl erst wenig von der Welt gesehen und sich in Ihrem Leben genug abgemüht haben, so dürften diese Aussichten für sie nicht ohne Reiz sein."

„Gewiß nicht", sagte Friedrich Vandekamp, denn er merkte die gutgemeinte Absicht des Professors. „Und wie lange glauben Sie, daß ich noch wandern und reisen kann?"

„Das, mein lieber Herr Vandekamp steht in Gottes Hand."

„Das sagen die Ärzte immer, wenn sie keine Hoffnung mehr haben."

„Warum keine Hoffnung? Nur Bestimmtes vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Denn wer verbürgt mir, daß ich mich nicht irre? Jeder Mensch irrt. Und der Arzt am allermeisten."

Aber Friedrich Vandekamp blieb hartnäckig.

„So sagen Sie es mir ohne jede Bestimmtheit . . . nach Ihrem Gutdünken. Ich muß es wissen."

Professor Hermenau rückte die Brille in die Höhe, sah unter ihr fort auf den Boden, zauderte und erwiderte schließlich mit zögernder Bedächtigkeit:

„Ich kann mich darüber nicht äußern. Es ist unmöglich. Vielleicht ein Jahr . . . vielleicht länger. Sie fragen mehr, als ich beantworten kann."

„Nun habe ich nur eine Bitte: Daß den Meinen mein Zustand auf das ängstlichste verborgen bleibt. Ich möchte nicht, daß meine Frau oder meine Tochter oder, wer es sein mag, auch nur das Leiseste von ihm erfährt."

„Ihr Fräulein Tochter habe ich schon damals auf die Schwere Ihres Leidens hingewiesen. Es war meine ärztliche Pflicht."

„Es wäre mir lieber gewesen, wenn es unterblieben wäre. Vielleicht können Sie ihr sagen, daß Ihre zweite Untersuchung ein günstigeres Ergebnis gehabt hätte."

„Ich kann nicht sagen, was nicht der Wahrheit entspricht. Verschweigen kann ich, wenn Sie es wünschen. Aber nicht Falsches berichten."

„So erbitte ich Ihr strengstes Schweigen und werde für das andere selber sorgen."

*

„Vielleicht ein Jahr!"

Das war das Wort, das in Friedrich Vandekamp fortwirkte, als der Professor in dem auf ihn wartenden Wagen davongefahren war.

Nein . . . er wollte niemand sehen. Seine Frau nicht, auch Ina nicht. Und nicht die frohsinnige Anna Katharina, die sich vielleicht bemühen würde, ihm in erzwungener Heiterkeit über die schwere Stunde hinwegzuhelfen.

Mit Timm würde er morgen im Kontor sprechen. Allein konnte er ihm das Geschäft nicht überlassen. Dazu waren seine Schultern zu wenig gestählt, sein Kopf zu wenig geschult. Ganz abgesehen davon, daß eine so stetig lastende Verantwortung weder seiner Neigung noch seinen Fähigkeiten entsprach. Aber auch hier stand sein Entschluß bereits fest.

„Vielleicht ein Jahr noch!"

Es hatte ihn doch härter angefaßt, als er es sich gestehen wollte. Bis dahin hatte er dem Tode fremd und mit vollkommener Gleichgültigkeit gegenübergestanden. Er hatte genug mit dem Leben zu tun, in seinem rastlosen Schaffen war kein Platz für den Tod.

Nur auf diese Welt, auf das Praktische und Wirkliche war sein Sinn gerichtet.

Und jetzt?

Jetzt sollte er fort aus diesem Dasein, aus seiner Arbeit, dem gewohnten Kreis seiner Pflichten, ohne den er meinte, nicht mehr leben zu können. Sollte die Reise antreten in eine Welt, die fremd und geheimnisvoll vor ihm lag.

Was ist Sterben anders als Abreisen? Abreisen ohne Angabe der Reise. Ohne Zweck und ohne Ziel? Hinein ins Dunkle, Namenlose? In leere Fernen, die kein menschlicher Fuß je betreten, kein menschlicher Geist je auszusinnen vermocht hat? Aus denen man nie wiederkehren kann? Mit denen man verschmilzt zu ewig düsterer Einheit?

Ja, die es in dem Glauben tun, daß Sterben Weiterleben ist, glückseliges Werden und Auferstehen zu neuer, vollkommener Daseinsform: für die hat solche Reise Zweck und Ziel. Für die ist Sterben nicht anderes als der Ruf der Heimat, in die man einkehrt nach des Lebens Kampf und Leid als einer, der überwunden hat, ein Erlöster, Friedbeglückter.

Ihm aber fehlte dieser Glauben.

Ganz und gar eingesponnen in den Alltag, seine unerbittlichen Sorgen, seine pochenden Forderungen hatte er die Stunden befreiender Weihe nie gekannt. Und nie das Verlangen nach etwas, das über dies Leben hinausweist, einen Halt und Ruhepunkt bietet in dem Spiel der unablässig wechselnden Kräfte.

Sterben . . . nein . . . kein Ruf der Heimat war es ihm, die ihre goldenen Pforten gastlich ihm öffnete. Nichts Versöhnendes lag in dem Klang dieses Wortes. Etwas Grauenerregendes tönte ihm aus ihm entgegen, und eine nie gekannte Furcht packte ihn an.

Aber feige ist er nie gewesen. Tapfer sein, das war seine Religion. Und sollte es bleiben.

Und so riß er sich auch jetzt zusammen, bot die ganze Kraft seiner oft erprobten Energie auf und wurde ruhiger.

Und wie es zu geschehen pflegt, daß man das Leben, das man geführt, in seinem Sinn und Zusammenhang erst an der Schwelle des Todes sehen und bewerten kann, so ging es jetzt auch ihm.

Eine wunderbare Wandlung vollzog sich in ihm.

Er ist immer im Leben allein gewesen. Aber nie so allein, so ganz auf sich gestellt wie in dieser Stunde.

Aber auch das mochte sein Gutes haben.

Denn in diesem völligen Abgesondertsein von den anderen, von dem Leben, das, unbekümmert um ihn und seine grübelnden Gedanken, seine nüchtern geschäftige Bahn weiterzog, gingen ihm die Augen auf, und er lernte, alles, was er bisher erlebt und erfahren, von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus sehen.

Vielleicht ein Jahr!

Ein Jahr war schließlich eine ganze Zeit. Und so unrecht hatte der Professor nicht. Was hatte er bisher von seinem Leben gehabt? Nichts als Arbeit und Mühe und Sorge. Geld verdienen! Immer wieder Geld verdienen! Das war sein Inhalt und sein Zweck gewesen. Damit das Haus am Bergknie mit seiner sorglosen Behaglichkeit, seinem großen Aufwand, seinen Bällen und Badereisen alles verschlänge!

Und was hatte er mit seiner unermüdlichen Aufopferung für die Seinen erreicht?

Er hatte sie egoistisch und anspruchsvoll gemacht. Wer hatte je den leisesten Sinn, wer wirkliche Liebe für ihn gehabt?

Selbst seine Frau — seltsame Erkenntnis, die in dem ganz neuen Lichtkreis, durch den seine Gedanken in diesem Augenblick wanderten, urplötzlich über ihn kam — hatte sie ihn geliebt?

Er mußte an ein Wort seiner Mutter denken: „In jeder Ehe", hatte sie am Vorabend seiner Hochzeit zu ihm gesagt, „gibt es einen, der wirbt, und einen, der umworben wird. Sorge dafür, daß du nicht nur der Werbende bist!"

Der Mutter Wunsch war nicht erfüllt worden. Er war immer der Werbende geblieben. Und seine Frau hatte seine stete Aufmerksamkeit, seine nie ermüdende Gebefreudigkeit, seine Angst und Sorge für sie, wenn ihr das geringste fehlte, in ihrer freundlich kühlen Art als etwas Selbstverständliches, ihr Gebührendes hingenommen.

Aber die Liebe, die ursprünglich und ungehemmt aus dem Inneren quillt, die ihr Bestes und Letztes gibt, nach der er sich vom ersten Tage seiner Ehe an mit ganzer Seele gesehnt — nein, Hingabe war sie nie gewesen, körperlich nicht und seelisch erst recht nicht. Ein erträgliches, ja, gutes Zusammengehen, von der Gewohnheit getragen und geheiligt, aber ein Ineinandergehen, ein Eins sein zu Zweien, wie er, der mit den höchsten Idealen in die Ehe getreten war, es einmal erträumt hatte — davon war sie weit entfernt gewesen.

Vielleicht ein Jahr noch!

Sei kein Tor, Friedrich Vandekamp, vergrabe und vergrüble dich nicht in töricht düstere Gedanken. Tod hin . . . Tod her! Das Leben ruft!

Wie! Wenn du dies eine kostbare letzte Jahr noch nütztest? Wenn du, der bisher nur für andere gelebt, diesen karg bemessenen Rest deines Daseins einmal für dich lebtest? Für dich allein! Wenn du alle Reize, alle Schönheiten, die diese Erde noch zu geben imstande wäre, an dich rissest! In die weite Welt reistest . . . nach Italien . . . Ägypten . . . nach Ceylon, in das Land der Wärme und der Sonne!

(Fortsetzung folgt.)

Englands Beitrag zur abendländischen Kultur:

Ein großes Shakespeare-Zentrum im Werden?

Pläne für den Wiederaufbau des Gobe-Theaters und der Mermaid-Taverne in London. — Die Tudor-Zeit wird lebendig.

Von Dr. Franz **Wennerberg.**

In England und Amerika wird zurzeit eine Sammlung veranstaltet, deren Reinerlös für die Schaffung eines besonderen Shakespeare-Zentrums in London bestimmt ist.

Mit dem Begriff Shakespeare-Ehrung verband sich bisher für jeden Angelsachsen und jeden Besucher des britischen Inselreiches unweigerlich die Vorstellung von dem kleinen Landstädtchen Stratford on Avon. Wer einmal als Deutscher den kleinen Garten von Anne Hathaway's Cottage, das dürftige Bauernhäuschen betrat, in dem William Shakespeare Jahre bitterster Not verbrachte, aber einen Blick in das Geburtshaus des Dichters warf, spürt hier die gleiche äußere Bedürfnislosigkeit eines großen Geistes, wie sie uns etwa das Sterbezimmer Goethes in Weimar vermittelt. Dennoch konnte das kleine Stratford als dichterische Kultstätte nicht das „Weimar" Englands werden, denn es fehlte fast an allen Voraussetzungen, die sich unwillkürlich mit dem Gedanken an eine Musenstätte verknüpfen.

Wohl hat Stratford längst sein Theater, in dem die Werke des großen Meisters fleißig und sorgfältig gespielt werden, seinen Fremdenverkehr, seinen „Betrieb", der zeitweilig sogar beängstigende Formen annimmt. Man gewinnt fast den Eindruck, der ganze Ort lebe sozusagen von den Mannen Shakespeares, doch gelingt es nicht ganz, die Bezeichnung „Dichterstadt" angesichts der universalen Bedeutung des Gefeierten zu rechtfertigen. Trotzdem wallfahrtet insbesondere die englische Jugend in hellen Scharen zu dieser Erinnerungsstätte ihres Nationaldichters.

Im Sommer 1936 erlebte Stratford geradezu eine Invasion Jugendlicher. Wie um eine belagerte Festung zogen sich rings um das altertümliche Shakespeare-Städtchen ganze Reihen weißer, schilfgrüner Zelte. Ich traute meinen Augen nicht, als nur britisches Jungvolk beiderlei Geschlechts diesen Zelten entströmte. Hier verlebten die jungen Menschen in herrlicher Unbekümmertheit einen großen Teil ihrer Ferien. Sie badeten, turnten, wanderten, spielten Fußball und Tennis, aber keiner von ihnen versäumte es, sich eine der Nachmittags- oder Abendvorstellungen — man gab nur Shakespeare — in Stratford anzusehen. Das war Ehrensache für diese frische, sportgestählte Jugend Englands!

Man sagt, die Frage nach der Kultur eines Volkes sei zugleich eine nach seinem Mythos. So verstanden ist der Geist der Shakespeareschen Dramen zum Teil Ausdruck mythischer Empfindungen des britischen Inselvolkes. Darüber hinaus gehört zum Wesensbestand jeder hohen Kunst das Mythische und das Legendäre. Wo aber finden wir im gleichen sinnfälligen Maße Verdichtung und Krafterhöhung seelischer Kräfte wie im kultischen Spiel, auf der Bühne eines wirklichen, lebendigen Theaters?

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, Shakespeare im Geist und Stil seiner Zeit der Gegenwart nahezubringen. Gerade wir Deutschen, die wir im Rufe stehen, den großen Briten wie kaum ein anderes Volk verstanden und immer wieder in neuer Form szenisch, darstellerisch, wesentlich erobert zu haben, können hier auf eine Anzahl wohlgelungener Versuche zurückblicken. Erinnert sei hier an die berühmten Münchener Shakespeare-Aufführungen, die in den neunziger Jahren die Dramen des Dichters gleichsam in der — wenn auch technisch vervollkommneten — Urszenerie erstehen ließen, an die Wickersdorfer Aufführungen Martin Luserkes und ähnliche Bestrebungen, nicht „Shakespeare für die Bühne", sondern „die Bühne für Shakespeare" zu erobern.

Auch in England ist man den Weg gegangen, Shakespeare zu verlebendigen, und zwar vom Theater her, was natürlich erscheint, wenn man sich vergegenwärtigt, wie gerade der dramatische Dichter weit mehr als der Epiker, Lyriker oder Erzähler auf diese Art der Einflußnahme angewiesen ist, er, der von der Bühne herab Mythen, Welten und — die Öffentlichkeit schafft. Die Entwicklung, einmal in diese Richtung gedrängt, vollzog sich dann fast zwangsläufig. Vor allem mußte ein anderer, größerer Rahmen für all diese Bestrebungen geschaffen werden, als ihn das kleine Stratford on Avon zu bieten vermag. Theater ist Konzentrierung des Dichters, des Darstellers und Zuschauers auf eine einheitliche Leistung. Also galt es zunächst Möglichkeiten für die Bildung eines eigentlichen Shakespeare-Zentrums auf englischem Boden ausfindig zu machen. Verehrer des großen Dichters schlossen sich in England und Amerika zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, und es wurde zunächst vereinbart, den Plan einer Wiedererrichtung des altberühmten Londoner Globe-Theaters und der ebenfalls durch Shakespeare zu Ehren gelangten Mermaid-Taverne zu verwirklichen. Man wandte sich an die Shakespeare-Freunde in beiden Ländern mit der Bitte, ihr Scherflein zur Durchführung dieses Planes beizutragen, und fand bereits ein geeignetes Gelände in der Mitte von Charing Croß, also jener Stätte, die vor Jahrhunderten Shakespeare an der Arbeit sah.

Globe-Theater — stolze Erinnerungen steigen mit diesem Namen auf. Shakespeare selbst war Miteigentümer dieser Kunststätte und brachte hier seine Dramen zur Uraufführung. Es lag am südlichen Themseufer im Stadtteil Southwark. Im Jahre 1613 — zwanzig Jahre nach seiner Errichtung — ward sein vorwiegend hölzerner Bau ein Raub der Flammen und brannte bis auf die Grundmauern nieder. Bemerkenswert waren seine äußere Form (die eines Achtecks) und sein Zuschauerraum, der einer großen Null glich. Als ein Kuriosum jener Zeit galt die veränderliche Architektur der mit Teppichen behängten Bühne. Es gab da noch eine durch Vorhang abgetrennte Mittelbühne, die durch Schließen und Öffnen den häufigen Szenenwechsel erleichterte und dabei der Phantasie des einfachen Zuschauers einen erweiterten Spielraum schuf. Die berühmten Balkon- und Fensterszenen wurden sogar meist auf einer um die ganze Mittelbühne sich erstreckenden Loggia gespielt.

Und dann die Mermaid-Taverne! Sie lag in Cheapside in der Bread-Street. Hier kam 1608 John Milton, der Verfasser des „Verlorenen Paradieses", zur Welt. Hier pokulierte William manches Mal mit seinen Mimen. Von ihr ist leider nichts mehr erhalten außer einer sehr umfangreichen — Preisliste für Speisen und Getränke. Ein amerikanischer Forscher will herausgefunden haben, daß der Wirt zu dieser Kneipe zu Shakespeares Zeiten ein gewisser Williamson war — aber was ist mit dieser Vermutung für des Dichters Erdenwallen viel gewonnen?

Und wie wird das geplante Shakespeare-Zentrum nach seiner Fertigstellung ungefähr aussehen? Vorgesehen ist zunächst der Bau eines Museums und einer großen Bibliothek, zweier Forschungsstätten, die den Shakespeare-Biographen der ganzen Welt ein reiches und übersichtliches Anschauungs- und Quellenmaterial an Ort und Stelle gesammelt bieten sollen. Das ganze elisabethanische Zeitalter in all seinen Erscheinungen und Lebensäußerungen soll in diesen beiden Stätten neu erstehen. Ein großer Musik- und Senderaum, Hör- und Kongreßsäle, Klublokale werden ebenfalls nicht fehlen. Das Bibliotheksgebäude wird dann vom Globe-Theater auf der einen und der Mermaid-Taverne auf der anderen Seite begrenzt. Bühne und Schänke sollen gleichermaßen den Geist der Tudor-Zeit wieder lebendig werden lassen, wenn auch nicht sklavisch und nicht unter Verzicht auf heute selbstverständliche Forderungen der Hygiene und Behaglichkeit. Für das Globe-Theater hofft man mit der Zeit einen Stamm tüchtiger Charakterspieler heranzubilden, die ihre Kunst ausschließlich in den Dienst der Shakespearschen Dramen stellen. Die Taverne soll nach Möglichkeit einen Teil der Unterhaltungskosten für die Gesamtanlage decken. Man will sie zu einem besonderen Anziehungspunkt des Londoner Fremdenverkehrs ausgestalten. Die Kellner werden nur in Gewändern erscheinen, wie sie zu Shakespeares Zeiten getragen wurden. Es soll außerdem eine stilgerechte Fähre erbaut werden, die — ein holder „Sommernachtstraum" — die Gäste der Taverne wie einst zu des Dichters Zeiten über die Themse schaukelt, und was dergleichen Sehenswürdigkeiten der vielgerühmten Budenzeit noch mehr sind.

Man hofft, durch freiwillige Spenden einen Betrag von rund 5 Millionen Mark zusammen zu bekommen. Die Rockefeller-Stiftung soll sich angeblich für die Verwirklichung des Planes interessieren. Präsident der Globe-Mermaid-Association ist in England Lord Derby und in Amerika Dr. N. M. Butler. Wenn alles nach Wunsch geht, glaubt man mit den Arbeiten für die Anlage des Shakespeare-Zentrums bereits im Verlauf dieses Jahres beginnen zu können.

Die beiden Pfeifenraucher.

Skizze von Hinrich Litterer.

Also rundum im Ort und im Bezirk gibt es keinen besseren und stärkeren Pfeifenraucher als den Bauern Stoffel. Er ist ein Kerl mit einem gewaltigen Leibesumfang. Aber mit der nötigen Wucht in den Armen. Dies nur nebenbei.

Wie nun kein Ruhm bestehen kann, ohne daß ihm Widersacher erwachsen, so erstand dem leibgewaltigen Stoffel in dem weit leibärmeren, hochgeschossenen und sehnigen Schmied Rempel ein Mitbewerber. Aber er scheint geradezu lächerlich: Stoffel, den Bauern, hat man nie anders gesehen als mit der Pfeife im Mund. Er raucht auch in der Scheune, er raucht, wenn er mit dem Landrat spricht, und eine ganze Legende hat sich um ihn und seine Pfeife gerankt. So soll ihm der Blitz einmal die Pfeife aus dem Mund gerissen haben, worauf der Stoffel sie aufhob und sagte: „Den Feuerstein wünscht' ich mir net immer!" Und er soll, sagen die Leute, auch einmal in der Kirche geraucht haben. „Bleibt der Pfarrer immer bei seiner Predigt?" hat er angeblich auf Vorhaltungen geantwortet.

Rempel, der Schmied, ist dagegen sozusagen ein Neuer, er hat mit rund dreißig Jahren das Rauchen sich zugelegt als Zeichen der Männlichkeit, wie andere sich Frauen zulegen, aber er hat dann dieser Leidenschaft, wahr ist's, mit einer ungeheuren Anspannung gedient. Stoffel raucht oft auch kalt, er will eben nur Berührung mit der Pfeife, ein Spiel mit den Lippen; Rempel, der Schmied, raucht immer heiß und stößt Wolken aus, er gibt seiner Pfeife keine Ruhe, so wenig wie dem Hammer, er ist eine unruhige, gewalttätige Natur . . .

Und da hat es sich zufällig, aber durch die Umstände doch wohl vorbereitet, ergeben, daß die beiden am Wirtshaustisch wegen des Rauchens in erst leichten, dann starken Eifer gerieten. Schließlich legten sie beide auf ihre Pfeifen und ihren Tabak Gelübde ab und einer nannte den anderen einen Pfeiferling, also einen, der noch nicht recht rauchen kann. Ein Handgemenge schien nahe, da mischte sich der kluge Wirt, nicht ohne eigennützige Berechnung, in den Handel ein und schlug den beiden vor, doch um die Wette zu rauchen: wer es am längsten könne, das sei in wenigen Stunden entschieden.

Da ließen sich beide große Tabakpakete kommen, schütteten sie in Haufen vor sich hin, und ein wildes Rauchen begann. Anfangs rauchte der Schmied viel schneller als der Bauer, und sein Tabakhaufen schmolz fast unter den ständig nachstopfenden Händen, aber der Stoffel hielt mit seiner Pfeife stille, vertrauliche Zwiegespräche, verspann sich mit ihr, tat allein und wie ein rechter Liebhaber. Da sah man nun die rechte Kunst des Rauchens. Dem Rempel war es eine zügellose, unbändige Leidenschaft, er liebte seine Pfeife nicht, er mißbrauchte sie, er überheizte und überreizte sie, er zerbiß sie mit den Zähnen. Der Bauer Stoffel ließ sie sanft im Mund hängen, streichelte sie leicht mit den Lippen, holte, als wäre es ein schwerer Liebesseufzer, eine Wolke bläulich schimmernden Dampfes aus ihr hervor, so wie im Kuß die Lippen spitzend an ihr, daß der Tabak ein wenig wie ein liebendes Auge aufglühte.

Dem Schmied aber riß nach und nach der Geduldsfaden. Er spuckte. Seine Pfeife röchelte. Er klopfte sie wütend aus, preßte sie erneut voll und begann zornig, den Tabak aus der Pfeife als Qualm in die Luft zu schleudern, schielte zu dem Stoffel, wurde noch verbissener, kaute mit den Zähnen und auf einmal, ja, da sprang er auf und warf seine Pfeife in hartem Schwung in die Ecke. Sie klapperte, als schrie sie, dann lag sie still. Der Schmied hämmerte eine seiner Knochenfäuste auf den Tisch, schmiß sein Zechgeld hin und stampfte davon.

Der Stoffel rauchte eine gute Viertelstunde bedächtig weiter, wortlos und unbekümmert. Er war mit seiner Pfeife in einer anderen Welt. Aber dann lächelte er listig und verschmitzt und sagte zu dem Wirt: „Dem Rempel fehlt es an Liebe, sonst an nichts . . ." und begab sich in die Ecke, wo des andern Pfeife lag, hob sie auf, putzte sie sorgfältig ab, murmelte etwas von einem gar guten Stück, steckte dann, nachdem er die seinige beiseite gelegt, die neue an. —

Tags darauf kamen Bauer und Schmied draußen auf dem Wege zusammen. Stoffel rauchte Rempels Pfeife. Und da fauchte der Schmied, tat wild und wollte sie ihm entreißen. „Du hast die Pfeife davongejagt", sagte der Bauer mit einem orgelnden Brustton, „und nun hat sie bei mir einen besseren Unterschlupf gefunden. Du kannst sie wohl wieder haben, nur mußt du mir versprechen, daß du sie hältst, wie man eine gute Pfeife halten muß." Der Schmied lachte höhnisch, aber der Bauer setzte Wort neben Wort und ließ nicht locker, und endlich kamen sie überein, am Sonntag morgen miteinander einen Feldgang zu machen und einander dabei zuzurauchen. Wie man sich zutrinkt, so sich zuzurauchen.

Sie zogen feldwärts und rauchten sich zu. Stoffel rauchte vor, und der Rempel lernte einsehen, daß Pfeifen mehr sind, als sie scheinen.

Von der Freundschaft, die aufkam, möge aber zeugen, daß der Stoffel, als er ans Sterben kam, seine Pfeife eigenhändig dem Schmied Rempel vermachte. „Denn jetzt kannst du rauchen", sagte er lächelnd und drückte dem andern, der vor ihm stand, die Hand. „Und wenn du meine Pfeife rauchst, mußt du an mich denken, ich weiß", sagte er und verschied.

Mit zitternder Hand steckte sich vor dem Sterbehaus der Schmied die Pfeife des Freundes an.



Bunte Chronik



Marken Eduards VIII. sehr gesucht.

Von den Briefmarkensammlern werden außerordentlich hohe Preise für Marken mit dem Bildnis König Eduards VIII. gezahlt. Obwohl beispielsweise die 2½ d-Marken nach einer Ankündigung des Generalpostmeisters vom 11. Februar an jedem Postschalter Englands zum Nennwert zu haben sind, werden von Sammlern bis zu 10 d dafür bezahlt. In den Schaufenstern der Londoner Briefmarkenhandlungen kann man Briefmarkensätze von sechs Stück ausgestellt sehen, für die 5 Schilling verlangt werden. Im übrigen hat man sich bereits mit Eifer auf die Farbenvariationen, die zwischen den einzelnen Ausgaben festgestellt wurden, gestürzt, und es gibt Sammler, die nicht eher ruhen, als bis sie alle diese Variationen beisammen haben.

Die Preissteigerung ist um so erstaunlicher, als vorläufig Marken mit dem Bildnis Eduards VIII. immer noch weiter gedruckt und ausgegeben werden, bis die mit dem Bilde des neuen Königs Georg VI. fertig sein werden. Es liegen daneben auch noch Marken mit dem Bild Georgs V. aus, ja, in manchen abgelegenen Teilen des Landes geben die Postämter sogar noch Marken aus, die das Bild Eduards VII. tragen. Gültig sind sie alle noch.



Lustige Ecke



Sehr „augenfällig".



„Nein, ich habe nichts zu verzollen!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.